

# Die Zeitungszeitung

Nr. 46

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1910

## Erweckt.

Roman von H. Ger.

(Kochschling)

Mit einer energischen Bewegung schüttelt Helmut den Pfarrer ab, daß er einige Schritte zurücktaumelt. Dann geht eine freiführende, wirbelnde Bewegung durch die Menge, und ehe Pauli noch recht weiß, was ihm widerfährt, befindet er sich in den äußersten Reihen der Trauerverammlung. In ohnmächtiger Wut ruft er laut: „Ich fordere die Gemeinde auf, sich nicht an diesem Frevel zu beteiligen, sondern mit mir den Kirchhof zu verlassen!“ Doch nur der Küster, der Schmied und noch einige Männer folgen ihm. Selbst die Frauen, die es mit dem Pfarrer halten und die sich erst ebenfalls anschickten, den Kirchhof zu verlassen, besinnen sich und bleiben wieder stehen.

Mit seiner klaren, weithin vernehmbaren Stimme beginnt Helmut:

„Werte Trauerverammlung! Es wird auf diesem Friedhof sicher das erstemal sein, daß nach der offiziellen Leichenrede noch eine Kundgebung aus dem Kreise der Leidtragenden erfolgt. Und wenn ich heute hier das Wort ergreife, so geschieht es nicht, um allherrwürdigen Ehrenhohn zu sprechen, sondern es geschieht einzig und allein, um der Wahrheit die Ehre zu geben. Denn die Grabrede, die wir soeben gehört

haben, entsprach nicht der Gesamtüberzeugung der hier versammelten Leidtragenden.

Wenn sie, die wir soeben in die offene Grube gesenkt haben, im Leben wirklich gefehlt hat, nun wohl, dann hat sie nach derselben

Theorie auch gebüßt, gebüßt mit dem höchsten, was wir Menschen zu opfern vermögen, mit dem Leben. Und uns bleibt nur noch übrig, von ihrem Grabe den Saß zu entfernen und die Liebe reden zu lassen. Und wenn es schon eine alte Sitte ist, von den Toten nur Gutes zu reden, so kann ich derselben hier mit bestem Gewissen nachkommen. Wer die Verbliebene im Leben gekannt hat, wie sie immer rastlos tätig war, mit stets heiterem Fleiße ihren Verpflichtungen oblag; wie sie an allem Anteil nahm, mit den Fröhlichen lachte und mit den Traurigen weinte, der wird mir beipflichten, wenn ich sage, daß wir alle, die wir hier versammelt sind, kein Recht haben, sie eine Sünderin zu nennen. Und wenn jemals, so gilt hier das Wort des edlen Nazareners: Wer ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie! - Tiefgebengt stehen die Angehörigen. Helfen wie den trauernden Schweftern, helfen wir der hartgeprüften Mutter durch herzlichste Anteilnahme, ihr schweres Leid nach Möglichkeit zu tragen.

Aber noch einer Ehrenpflicht wollen wir genügen, ehe wir die Stätte des Todes verlassen, indem wir des Mannes gedenken, dem die Verstorbene in heiß auf-



Das wellende Wiesenland.



wallender Jugendliebe ihr Herz geschenkt hat und der vielleicht zur gleichen Stunde, in der wir an ihrem Grabe stehen, ebenfalls zur letzten Ruhe gebettet wird. Und keinem Unwürdigen hat die Verbliebene sich hingegeben. Zwar wird kein Lied, kein Heldentum je melden seinen Namen, und doch war er ein ganzer Held, der ohne zu zuden sein eigenes Leben auf das Spiel setzte, um das eines Kameraden nicht zu gefährden.

Weithin leuchtet jetzt das Kreuz da oben, wie es die treibende Kraft des Kirchenumbaus wollte, über die Gegend. Aber heller noch als das blinkende Gold strahlt die Tat des einfachen Arbeiters, der bei der Aufrichtung des Kreuzes sein Leben geopfert hat.

Wie oft mag der Grabe auf seinem Schmerzenslager an das treue Herz gedacht haben, das hier für ihn schlug! Wie schwer mag ihm das Scheiden geworden sein bei dem Gedanken, daß er das Liebste, das er auf Erden besaß, hilf- und schutzlos zurücklassen mußte! Und wer von uns zweifelt daran, daß nur der Verluft des Heißgeliebten das frohe, jugendstarke Mädchen daniedergeworfen, in die Grube gebracht hat?

Noch an der Schwelle des Lebens stehend und erst im Begriffe, ihren Vollmachtsbrief zum Glücke zu öffnen, hat das eiserne Schicksal dem Dasein der beiden ein Ziel gesetzt.

Ueber zwei wackere junge Menschen wölbt sich der Grabhügel. Mögen sie sanft ruhen im Mutterchoß der Erde, der uns dereinst alle aufnimmt. Ehre ihrem Andenken! Friede ihrer Asche!

Die schlichten, vom Herzen kommenden Worte Helmut's finden Widerhall in den Herzen der Trauernden. Der finstere Zug verschwindet aus den Gesichtern, und manches Auge, das bei der Rede des Pfarrers jornig geblitzt hatte, füllt sich nun mit Tränen.

Langsam leert sich jetzt der Kirchhof. Von allen Seiten drängen die Männer und Frauen an Helmut heran, um ihm die Hand zu schütteln. Vor der Kirchhofstüre wird Helmut von der Frau Oberförster und den Damen Noack erwartet. Auch sie drücken ihm die Hand, und aus Doras feuchtschimmernden Augen leuchtet ihm dabei so viel warnherziger Dank, so viel überströmende Bärtlichkeit entgegen, daß sein Herz hoch aufwallt in jeligem Glücksgefühl.

Was Helmut erwartet hat, trifft prompt ein. Schon nach drei Tagen erhält er eine Vorladung zur gerichtlichen Vernehmung. Wie sich bei dieser ergibt, hat Pfarrer Pauli selbst eine umfangreiche Anzeige erstattet. An einem der nächsten Tage, als Dora die Frau Oberförster auf ihrem Gange nach dem Kantorsche Hause begleitet, erzählt Frau Kantor den beiden von der Sache.

Dora ist erst bestürzt, doch als gleich darauf der hinzukommende Helmut über die Besorgnis seiner Mutter nur heiter lächelt, da nimmt auch sie die Sache leicht und vergißt sie bei den vielen Gedanken, die ihr in der nächsten Zeit durch den Kopf wirbeln, bald ganz.

Zunächst beschäftigt Dora der Gedanke, was nun mit dem Kinde des Malchen werden wird. Schließlich regt sie sich bei ihrer Mutter und der Frau Oberförster die Frage an, ob man sich nicht dieser Waise etwas annehmen solle. Die beiden Frauen stimmen nach reiflicher Ueberlegung zu, und darauf gehen alle drei zur Frau Meinhold und teilen ihr mit, daß sie die Unterhaltung des Kindes für die nächste Zeit übernehmen wollen.

Frau Meinhold ist über diese Botchaft hocherfreut und dankt den Damen mit Tränen in den Augen. „Meine halberwachsenen Töchter bringen sich schon durch,“ sagt sie, „was aber mit dem kleinen Wurm werden sollte, während ich im Zuchthause saß, das war meine schwerste Sorge.“

Nun geht Dora täglich nach dem Meinholdhause und überzeugt sich von dem Befinden ihres kleinen Schützlings. Das rechnen die Tannengrüner dem jungen vornehmen Mädchen hoch an. Und weil Dora so gar keinen Stolz zeigt, stets lieb und zuvorkommend ist und mit der Zuchthäuslerin in der freundlichsten Weise verkehrt, fliegen ihr die Herzen der Frauen und Mädchen förmlich zu. In welches Haus sie immer kommt, überall wird sie in der herzlichsten Weise aufgenommen.

Und über all das Neue, das sie da sieht, fragt sie gelegentlich Helmut aus. Der erklärt ihr dann die Besonderheiten der im Gebirge betriebenen Industrie, erläutert ihr das Wesen der Seimarbeit in ihren verschiedenen Formen, und gibt ihr versuchsweise leichtfaßlich geschriebene Broschüren über volkswirtschaftliche Fragen zu lesen. Bald erkennt Helmut zu seiner großen Freude, daß er nicht nur eine äußerst wißbegierige, sondern auch eine sehr gelehrige Schülerin besitzt, der er schon nach kurzer Zeit Werke tieferen wissenschaftlichen Inhalts in die Hand geben kann.

Jetzt kennt Dora kein größeres Vergnügen, als bei ihren Blumen unter den Birken zu sitzen und sich in die Lektüre dieser ernsten Werke zu vertiefen. Und immer, wenn sich ihr neue Vorstellungswelten erschließen, ihr geistiger Horizont sich erweitert und sie Einblick in gesellschaftliche Vorgänge und Zusammenhänge ersieht, von denen sie vordem keine Ahnung hatte, schlägt sie sich mit der Hand vor die Stirn und murmelt: „Was bin ich doch früher unwissend gewesen! Und mit mir dummen Ding hat er damals so lieb und verständig geplaudert!“

Wenn sie vollends an ihre früheren Ideale denkt, dann kommt sie sich jetzt als ein ganz anderes Wesen vor. Ja, in diesem heißen Ringen um Glück und Wohlergehen der ungeheuren Mehrheit des Volkes, in diesem gigantischen, opferreichen Kampfe mit den alten Mächten der Finsternis und Gewalt um Licht und Freiheit, da war Idealismus, der das Herz erwärmte, den Geist durchglühte und den Menschen über sich selbst hinaus hob. Das empfindet Dora, je mehr sie in die Ideenwelt des Sozialismus eindringt, täglich überwältigender.

Diese schöne Zeit des fleißigen Studierens und des geistigen Verarbeitens der Miesenkülle neuer Eindrücke erfährt eine Unterbrechung, als die Heuernte beginnt.

Den Kantorenten hatten die Tannengrüner Frauen und Mädchen von jeher gern bei der Heuernte geholfen, denn es hatte dabei immer gutes und reichliches Essen gegeben. Seitdem Helmut wieder zu Hause war, hatte das Angebot noch zugenommen. Er hatte immer am letzten Tage der Heuernte ein kleines Fest veranstaltet, am Abend den Hofraum mit Lampen erleuchtet, ein Fäßchen Bier aufgelegt und mit der Geige zum Tanze aufgespielt. Eine solche Veranstaltung war für Tannengrün etwas so Seltenes, daß sich die Frauen und Mädchen schon lange vorher darauf freuten.

In diesem Jahre kommt noch das Gefühl der Dankbarkeit gegen Helmut hinzu, das die weibliche Bevölkerung veranlaßt, sich zur Hilfeleistung im Kantorsche Hause zu drängen.

Und Helmut kann Hilfe brauchen, denn seine Nähmaschine erweist sich als sehr leistungsfähig. Sorgfältig beobachtet er die Barometerstände, und als ihr Stand wie auch die allgemeine Luftdruckverteilung über ganz Europa eine längere Periode sonnigen Wetters verspricht, setzt er bei dem Grauen des nächsten Tages seine Maschine in Tätigkeit. Um acht Uhr vormittags hat er bereits eine weite Fläche des üppigen Graswuchses niedergeworfen.

Bei ihrem Gange nach dem Meinholdhause sieht Dora, wie auf den Wiesen des Kantorsche Hauses ein Schwarm Mädchen und Frauen sich

an das Aufbreiten und Wenden des Grases macht. Da überkommt sie die Lust, an dieser Arbeit teilzunehmen. Sie geht nach dem Kantorsche Hause und fragt Helmut, der gerade mit seinem ermüdeten Zugvieh auf den Hof kommt, mit schelmischem Lächeln, ob er vielleicht noch eine Arbeiterin für die Heuernte brauchen könne. Helmut bejaht lachend und verspricht ihr einen Wunderrechen, der von selbst schwingt.

Schnell geht Dora nach Hause und teilt ihrer Mutter lachend ihr Vorhaben mit. Dann zieht sie sich ihr einfachstes Kleid an, schürzt es hoch, setzt sich noch einen großen Strohhut auf und eilt auf die Kantornwiese, um sofort an der Arbeit teilzunehmen. Aber bald muß sie erkennen, daß sie sich die Sache zu leicht vorgestellt hat. Obgleich ihr Helmut in der Tat einen wunderbar leichten Rechen gegeben hat, wird ihrem an keine Tätigkeit gewöhnten Körper auch das Kantieren mit dem leichten Arbeitsgerät noch fürchtbar schwer.

Am Abend ist Dora todmüde, und als sie sich am anderen Morgen in der Frühe von ihrem Lager erheben will, hat sie die Empfindung, als ob ihr Körper gerädert sei. Was sie durch kein theoretisches Studium hätte erwerben können, das lernt sie jetzt bei dem ersten praktischen Versuch: die Bedeutung der Arbeit.

Wenn schon die Tätigkeit, die beim Zuschauen wie lustiges Spiel aussah, so entschuldig aufstrenge, was mußte da erst die schwere Kantierung, die freudlose Arbeit in den dumpfigen, lärmgefüllten Fabrikfälen für eine fürchterliche Strapaze sein! Schwer fällt es Dora auf die Seele, daß sie bisher ein so faules Geschöpf gewesen ist, und mit tiefer Beschämung denkt sie daran, daß ihr die Verührung mit seinen harten Händen immer eine gewisse unangenehme Empfindung verursacht hatte. Was mußte er gearbeitet haben, um das ganze Anwesen in den lachenden, blühenden Zustand zu versetzen, in dem es sich jetzt befand! Mit einem Ruck peitscht sie dieser Gedanke hoch.

Nein! Sie will nicht hinter ihm, sie will nicht hinter den armen Mädchen und Frauen zurückstehen, die mit Recht über sie lachen und spotten würden, wenn sie schon am ersten Tage genug hätte und sich nicht mehr sehen ließe.

Mit Gewalt schüttelt sie die Müdigkeit ab und eilt zu neuem Lagerwerk nach dem Kantorsche Hause. Sie hält auch tapfer aus, als ihre zarten Hände sich mit Blasen bedecken, und jeder Griff mit dem Rechen ihr brennende Schmerzen verursacht. Und bald wird ihr auch der Lohn für ihre Standhaftigkeit. Sie fühlt mit freudigem Behagen, wie ihre Muskeln sich stählen, ihr Körper sich strafft, und wie auch das letzte, was aus der gräßlichen Periode noch an ihrem Körper gehaftet und auf ihre Seele gedrückt hatte, von ihr abfällt. Ein stolzes Gefühl von Kraft und Gesundheit, wie sie es noch nie empfunden hat, überkommt sie. Darüber verschwinden aus ihrem Gesicht auch die letzten Linien der Leidenszeit, erstrahlt wieder wie ehemals in holdestem Liebreiz, und die Augen sprühen Lebenslust.

Als Doktor Bauer, der einmal nach Tannengrün kommt, um sich von dem Befinden seiner Patientin zu überzeugen, sie in dieser Verfassung sieht, sagt er zu Frau Noack: „Alle Wetter! Wie hatte ich mir von dem Aufenthalt in Tannengrün versprochen, aber was nun eingetreten ist, geht bergehoch über meine kühnsten Erwartungen hinaus.“

Förmlich leid tut es daher auch Dora, als die Heuernte, die durchweg vom herrlichsten Wetter begünstigt war, sich ihrem Ende zuneigt. Ganz überrascht aber ist sie, als am letzten Tag Helmut, der in der ganzen Zeit für zwei geschäftigt und dabei mit seinem heiteren Wesen noch dafür gesorgt hatte, daß Lust und Trost die Arbeiter aller würgte, sich nicht sehen läßt. Besorgt fragt sie daher die Frau Kantor, ob denn Helmut die leicht etwas zugestochen sei. (Fortsetzung folgt.)



## Die Tapete.

Von Hugo Hillig.

Wenn es eines Veweiſes bedürfte, wie ein Luxusartikel zu einem Massenbedürfnis werden kann, so braucht man nur die Geschichte der europäischen Entwicklung der Tapete aufzuschlagen, um ihn in aller Deutlichkeit zu erhalten. Die Tapete, die früher so kostbar war, daß sie nur von sehr reichen Leuten angeschafft werden konnte, ist heute ein so allgemeiner Konsumartikel geworden, daß nun schon die Reaktion auf diese Entwicklung vorhanden ist: der vermögende Konsument sieht von der zum Allgebräuch heruntergestiegenen Tapete ab und wendet sich wieder Materialien zu, die einstmal von der Tapete, als sie noch Luxusartikel war, überflügelt und abgelöst worden sind.

Ich spreche von der europäischen Geschichte der Tapete, weil ihre Heimat nicht Europa ist, sondern Asien, eigentlich China. Auch dort ist sie ein vulgäres Material, und in der alten Kulturgeschichte des Reiches der Mitte hat sie vielleicht ebendieselben Schicksale gehabt, vom Luxus zur Gewöhnlichkeit zu wechseln — wir wissen nur zu wenig davon. Das eine nur ist für uns sicher, daß die Chinesen, die schon lange vor uns die Kunst, Papier zu machen, verstanden haben, ehe über Arabien, Spanien und die Vaskankänder das Papier nach dem nördlichen Europa kam, ihr Papier auch zu Wandbekleidungen gebrauchten, ganz im Sinne unserer Tapeten. Nur daß die Papierfabriken sehr oft auch, und heute noch, in China die Stelle der Wand selbst vertreten. Das ganze Baumwesen der Chinesen und noch mehr das der Japaner, die wegen der häufigen Erdbeben ihre Häuser nur leicht zusammenstellen, hat andere Voraussetzungen, als unser Baumwesen in Europa.

Aber in Europa hat die Tapete selbst ihre Vorkäufer, die ihr auch den Namen gegeben haben. Das sind die Wildweberereien, die wieder für sich aus einer langen Entwicklungsreihe hervorgegangen sind und die ebenfalls aus dem Orient ihren Weg über Italien, Frankreich, Flandern nach Westdeutschland genommen hatten; die Teppichwebtechnik selbst läßt sich bis in die Zeit der ägyptischen Kulturperiode zurückführen und es sind aus dieser um 3000 Jahre zurückliegenden Zeit noch Webstücke vorhanden, die schon ganz die Art zeigen, wie auch heute noch die Wildteppiche gewebt werden.

Die Tapete in unserem Sinne stützt sich also auf zwei Entwicklungsreihen, dem Material nach auf die chinesischen Wildfabriken und der eigentlichen Verwendung nach auf die Webstücke, die wie zu Staatsgewändern auch zur Auskleidung der Wohnstätten dienen. In dieser zweiten Voraussetzung liegt auch noch die Tatsache begründet, daß die Tapete zunächst noch nur Luxusartikel war und daß auch noch einige Zeit, als sich ihrer schon die Manufakturen und die Maschinen bemächtigt hatten, nicht daran zu denken war, die Tapete könnte ein Massenartikel sein, wie sie es heute ist. Das lag allerdings nicht allein an der Tapete, sondern an den Kulturzuständen überhaupt, an der Entwicklung des Wohnungswesens, des Handels, lag am Geldwert und hing auch mit dem Zustand anderer Gewerbe, der Papierherstellung, der Farbenherstellung und natürlich auch der Maschinenindustrie zusammen. Bei solchen Untersuchungen geht einem auf, wie im Mahlgange der Entwicklung immer eines auf das andere folgt, wie nichts geschehen und sich durchsetzen kann, ehe nicht alle Vorbedingungen erfüllt und alle Hindernisse aus dem Wege geräumt sind.

Wenn man aber auch die Tapete in ihrer frühesten Art als Luxusartikel auffaßt, so muß man doch aussprechen, daß sie in diesem Stadium schon eine Ablösung von einer höheren Form des

Luxus war, eben des gewebten Wildteppichs. Diese sind heute noch so außerordentlich kostspielig, daß in der staatlichen Pariser Gobelinmanufaktur ein Quadratmeter Gewebe dem Staate auf 5000 Frank zu stehen kommt und die Wildteppiche, die in der Blütezeit der Gobelins gewebt wurden, sind auch nicht billiger gewesen. Selbst die einfachsten Webstoffe aber würden zu teuer, wenn sie nach Art einer Tapete zur Auskleidung der Räume, zum Verspannen der Wände gebraucht wurden und so ist es zu erklären, daß die ersten Ansätze der Tapetenherstellung gerade darauf zielten, das billiger zu machen, was die Wildteppiche teuer machte: eben die Wildwirkerei. Glatte Leinenstoffe stellten sich als Webstücke billiger und noch billiger wurde es, als man die ostindische Baumwolle nach England importierte und diese zu verspinnen und zu verweben begann. Auch hier war wieder die Voraussetzung, daß die Maschinen zur Baumwollverarbeitung so verbessert wurden, daß sie ein gleichmäßiges Gewebe gaben, das dann als Statu oder Cretonne auf den Markt kam und auf dem ganzen Kontinent seine Abnehmer fand. 1764 beginnt die Geschichte der Baumwollverarbeitungsmaschinen in England und in dem Maße, wie sie fast von Jahr zu Jahr verbessert werden, wie auch die Dampfmaschine sich so entwickelt, daß sie von 1785 an zum Antrieb der Spinnmaschinen gebraucht werden kann, nimmt der Import von Baumwolle in England zu und schwimmt der Export von englischen Baumwollwaren an.

Zu dieser Zeit beginnt die Geschichte der gedruckten Tapete, bei der man das Wildmuster, statt es aus verschiedenen Fäden zu weben, auf das glatte, einfarbige Gewebe aufdruckte. Es war nicht neu, ein gemustertes Gewebe auf diese Art zu imitieren, denn schon im Jahre 1451 wurde dem Drucker Peter Gafel, der von Glauchau nach Leipzig übersiedelte, wegen der Neuheit seines Gewerbes, „als einem Künstler, der Tapeten auf Leinwand abdruckt“, das Leipziger Bürgerrecht mientgeltlich verliehen und auch an der Papiertapete hatte man sich um jene Zeit am Mittelrhein schon versucht, also um die Zeit, als sich die Welt mit dem Ruhm Gutenbergs zu füllen begann. Gutenberg hat ja seine Buchdruckerkunst auch nicht aus dem Nichts erfunden und die Kunst von in Holz geschnittenen oder in Blei geschlagenen Matrizen zu drucken, kannte man ja schon vor ihm und verwendete sie im Buchdruck, sowie auch im Druck der Spielkarten, wobei man schon den mehrfarbigen Druck anzuwenden verstand. Auch beim Druck auf Leinwand verfuhr man auf diese Weise, man drückte aufgefärbte Model aus Holz, die das Muster erhalten zeigten, immer reihenweise auf dem Stoff ab.

Aber um jene Zeit kamen auch die chinesischen Tapeten, zunächst wie andere chinesische Landesprodukte als Kuriositäten, dann aber als Handelsartikel nach Europa. China, mit dem schon im 13. Jahrhundert die Italiener in Handelsbeziehungen gestanden hatten, dann die Portugiesen, wirkte mit seiner Kultur erst auf Europa ein, als die Holländer und die Engländer mit ihnen verkehrten. Und nicht nur mit ihren Tapeten, sondern auch mit ihrer ganzen Kultur fast wirkten sie gewissermaßen befruchtend; die Porzellanfabrikation, die technische Chemie, der Möbelstil und anderes mehr nahmen später Anregungen von der chinesischen Kultur auf.

Aber man verstand in Europa noch nicht wie in China Papier zu bereiten und als man die chinesischen Tapeten nachahmen wollte, war man auf die kleinen geschöpften Bogen angewiesen, die die Papiermacher aus dem Papierbrei schöpfen konnten. Besonders in Frankreich aber versuchte man es dennoch und half sich später damit, daß man die einzelnen Bogen zu größeren zusammenlebte. Aus Frankreich stammt auch, wie die meisten Fachausdrücke der Tapetenindu-

strie, der Fachausdruck dafür: ebelonieren nannte man dieses Aneinanderkleben der einzelnen Papierbogen, von denen immer 24 zu einer Rolle gehörten. Vorher hatte man die Bogen einzeln bedruckt und auch einzeln an die Wand geheftet oder geklebt. Ein solcher Tapeten drucker war der Scheidenmacher Francois, der in Rouen wohnte und 1620 damit begann, mittels Schablonen, also noch nicht einmal mit Druckmodeln, Tapeten auf einzelnen Bogen herzustellen.

Daß die Tapete in dieser Art eine Imitation der alten Wildteppiche und gemusterten Webstoffe war, läßt sich aber an den englischen Anfängen der Tapetenindustrie nachweisen. Das zeigt nämlich die Patentschrift Jerome Lamers in London vom Jahre 1634, in der ihm ein Privilegium erteilt wird auf „die Kunst und das Geheimnis durch Anbringen von Wolle, Seide und anderen Materialien in verschiedenen Farben auf Leinen, Tuch, Seide, Baumwolle, Leder und andere Unterlagen mittels Leim, Öl und anderen Klebstoffen, diese nützlich und dienlich zu machen als Wandbehang“. Diese Tapeten nannte Lamer Londondrina. Daneben begann man aber auch bald Baumwollstoffe zu bedrucken und sowohl diese Drucker, als auch Lamer setzten sich zum Ziel, die teuren Seidenwebereien aus Venedig und Florenz auf eine billigere Weise nachzuahmen. Noch heute ist in der Tapetenindustrie das Bestreben vorhanden, mit den Papiertapeten teure Webstoffe zu imitieren.

Aus Deutschland wird noch der Statuendrucker Johann Hannlich in Nürnberg erwähnt, der vor 1670 Tapeten auf Papier und Zeug druckte. Obwohl man in der Zeugdruckerei mit Walzen zu drucken schon um jene Zeit angefangen hatte, in der Art, daß die Walzen mit der Hand über das Zeug gerollt wurden und nun dadurch das auf ihnen vertieft oder erhaben stehende Muster abdruckten, stellten sich diesem Walzdruck auf Papier doch große Hindernisse entgegen und man blieb deshalb sehr lange bei dem Modelldruck stehen, ja sogar bis ins 19. Jahrhundert gab es Tapetenfabriken, die alle Tapeten im Handbetrieb herstellten. Einzelne teure Sachen werden auch heute noch im Handdruck hergestellt.

Die alten Tapetendrucker arbeiteten dabei so: die ebelonierten Papierbogen wurden auf den Drucktisch gelegt, der eine gekrümmte und nach beiden Schmalseiten abfallende Platte hatte. Zunächst wurde nun das Papier grundiert in der Art, daß der Arbeiter in jede Hand eine kreisrunde Bürste nahm, diese in die fertig gemischte Grundierfarbe tauchte und nun die Papierbahn damit bestrich; zwei hinterhergehende Jungen machten die Farbmasse mit langstieligen Bürsten schnell und gleichmäßig verstreichen, ehe sie antrocknete. An einem solchen Grundiertisch konnten täglich 300–500 Stüd Tapete grundiert werden. Das Drucken geschah an Drucktischen, die wie die Grundiertische gebaut waren. Der Drucker hatte neben sich einen flachen großen Blechkasten, der mit saulendem Papierbrei angefüllt war. Darüber war ein Tuch, das Farbtuch, gespannt, und ein Junge mußte nun dieses Farbtuch immer gleichmäßig mit Farbe bestreichen. Das Farbtuch mit seiner elastischen Papierbreiunterlage diente dazu, die Druckformen einzufärben, die der Drucker auf dem vor ihm liegenden Papier abdruckte, entweder in ganzen Breiten oder, wenn das Muster zu weit auseinander lief (man machte früher auf manchen Tapeten Ornamente, die einen Rapport von 2 Meter hatten, d. h., die sich von 2 zu 2 Meter erst wiederholten), in einzelnen Teilen. Soviel die Tapete Farben hatte, sovielmale mußte der Drucker die Tapete passieren lassen; zu jeder Farbe mußte natürlich, wie es auch heute noch notwendig ist, eine besondere Druckform und ein besonderes Farbtuch vorbereitet werden. Zu Wolfenbüttel ging eine solche Handtaver-



Druckerei erst im Jahre 1871 ein, sie hatte im Jahre 1802 mit 12 Drucklichen gearbeitet, 6 Formstecher, 12 Drucker und 10 Arbeiter beschäftigt und jährlich 2000 Mies Papier verbraucht.

Nach 1688, als der Pariser Formstecher Kapillon eine verbesserte Art der Druckformen erfunden hatte, stand die Entwicklung wohl einige Zeit still, weil die Notwendigkeit, die Papierbahnen aus je 24 Bogen zusammenzusetzen, die Tapeten sehr verteuerte und jede weitere Entwicklung hemmte. Außerdem aber machte sich eine Reaktion der kaufkräftigen Kreise, des französischen Adels, gegen die Surrogate der

der Herstellung der Druckformen, bei denen man stellenweise schon zu Walzen überging, die im Handbetriebe über das Papier gerollt wurden, oder daß die Druckformen selbst verbessert werden konnten oder daß man auf allerhand Finessen bei der Verarbeitung des Papiers kam. Die zum Monarchentum gewordene Reveillon'sche Tapetenmanufaktur wurde bei der Erstürmung der Bastille 1789 mit zerstört.

Aber gerade die Revolution war es, die der Papiertapete die Bahn zu ihrer Entwicklung erst eigentlich freimachte; sie schuf ihr einen großen Konsumentenkreis im Bürgerthum. Die Tapetenfabrikation sahle nun auch, zunächst im französi-

Zu den Jahren 1800—1815 kostete eine einfache Rolle Tapete 2—2,50 Frank, von 1820 ab war der Preis schon auf 1,25—1,50 Frank gefallen und so ging es mit den Preisen herunter, aber man getraute sich nicht an die Druckmaschine, wohl auch deshalb, weil man über Versuche damit noch nicht hinausgekommen war. 1840 begann die erste Tapetendruckmaschine in Manchester, sogar gleich mit Dampftrieb, ihre Tätigkeit und erst 1844 fing man in Deutschland und zwar in der Formenstreicherei von Hedenmann in Köln mit dem Bau von Tapetendruckmaschinen an. Aber es dauerte immerhin, trotzdem im Elsaß, in Rixheim, vom Jahre 1847 an



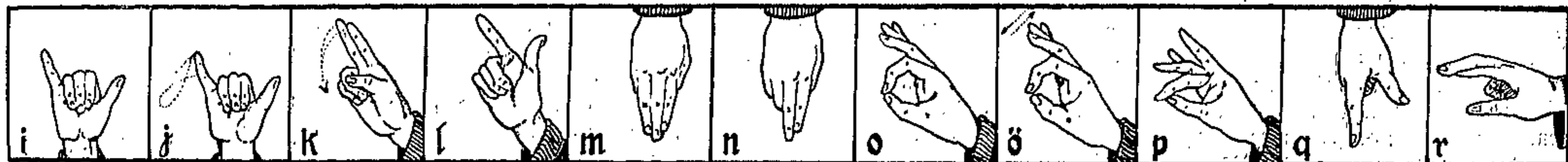
Wildteppiche geltend; der Adel z. B. verschmähte es, solche Papiertapeten zu kaufen und das 18. Jahrhundert in Frankreich war für die Entfaltung von bürgerlichem Luxus nicht gerade die rechte Zeit. Erst um die Mitte des 18. Jahrhunderts kommt die Tapetenherstellung in ein breiteres Fahrwasser, 1744 entstand die Tapetenfabrik von Jackson zu Wattersea in England, die fortan zu den vornehmsten gehörte und die hauptsächlich Tapeten mit altklassischen und chinesischen Motiven fabrizierte und auch Landschaften als Tapeten druckte. Dann folgten in England noch eine ganze Reihe solcher Manufakturen, trotzdem

in Elsaß, in Deutschland Wurzel. 1813 gab es in Wien bereits 6, 1820 in Berlin 5 Tapetenfabriken und die Technik entwickelte sich, daß man 1828 schon praktisch versuchte, Tapeten auch auf lithographischem Wege zu drucken.

Bis zu dieser Zeit aber hatte sich ganz im Stillen eine technische Entwicklung in der Papierherstellung vollzogen, die für den Tapetendruck von größter Bedeutung sein mußte: das endlose Papier war erfunden. Daß das eine Umwälzung der Papierherstellung zur Voraussetzung und Folge hatte, ist klar und es hat auch sehr lange gedauert, bis das endlose Papier für die

eine sechsfarbige Druckmaschine arbeitete, bis 1858 und 1860, daß in Deutschland die ersten Tapetendruckmaschinen aufgestellt wurden. Nun sank der Preis einer einfachen Rolle auf 60 Pf.

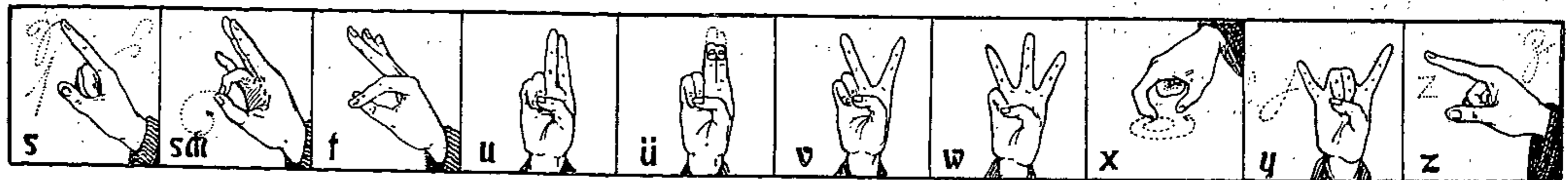
Jetzt entstanden wieder Tapetenfabriken, zumal man jetzt daran dachte, den seit 1844 in der Papierindustrie verwendeten Holzschliff auch für Tapetenpapier zu verarbeiten; darin lag die Möglichkeit zu weiterer Verbilligung. Die ersten Druckmaschinen waren langsamgeher, sie unterschieden sich von den modernen Maschinen darin, daß der Zylinder stillstand. Die neuen Maschinen haben rotierende Zylinder und eine Papier-



ihre Existenz durch die englische Steuergegebung sehr erschwert war; fremdes Papier ließ man nicht in das Land hinein und im Inland selbst wurde die Tapete hoch besteuert mit einem Betrage, der dem fünf- und sechsfachen unserer heutigen billigen Tapetenpreise entspricht. In Frankreich entstanden um jene Zeit ebenfalls Tapetenfabriken in größerer Zahl, 1756 die des Graveurs Hubert in Paris, die Samttapeten wie die englischen Manufakturen herstellte und Engländer gründeten auch in Frankreich solche Anlagen, trotzdem der französischen Industrie das Leben nicht allzu leicht gemacht wurde. Die Ab-

Tapetenherstellung tauglich war. Ein in der Diderot'schen Papierfabrik zu Essonne bei Paris beschäftigter Arbeiter Namens Louis Robert hatte bereits 1799 das erste Modell für eine Maschine zur Herstellung endlosen Papiers konstruiert, aber erst 1813 konnte die erste Maschine dieser Art von Gamble in London praktisch in Betrieb genommen werden; 1804 hatten schon die Käufer des Robert'schen Patents in Zwomater eine Fabrik für solche Maschinen errichtet. Im Jahre 1818 kam die erste Maschine für endloses Papier nach Deutschland, die preussische Regierung war der Käufer und Frankreich erhielt die

geschwindigkeit von 130 Meter in der Minute. Das heißt also, daß in der Minute eine Tapetenlänge von 130 Meter als Tapete fertiggedruckt wird, das sind also pro Minute 16 Rollen. Solche Maschinen haben Tagesleistungen von 8000—10 000 Rollen und man erstrebt daraus die große Spannweite von einer modernen Tapetendruckmaschine zu dem alten Druckstuhl des Tapetendruckers. Selbstverständlich kommen solche Tagesleistungen nur vor bei Tapeten, bei denen eine solche Massenproduktion möglich ist; daß der Drucker die Tapete während des Druckes auf das genaue Passen der verschiedenen Farben



neigung der kaufkräftigen Kreise gegen die Papiertapete hatte sich verloren und es gelang nun auch, Künstler für das Entwerfen von Tapetenmustern zu gewinnen; berühmt ist wegen der Mitarbeit von Künstlern die Tapetendruckerei von Reveillon zu Paris geworden, die 1784 von Louis XVI. zur königlichen Manufaktur ernannt wurde und die in ihrer Blütezeit gegen 300 Arbeiter beschäftigte hatte. Daß die Papiertapeten gegen die Gobelins aufgekommene waren, hatte keinen Grund zur Hauptfache darin, daß die Gobelins durch die Mode, durch das Aufhören des Rokoko'stils und wohl auch durch wirtschaftliche Verhältnisse und nicht zuletzt auch durch die Konkurrenz der Tapete selbst zurückgedrängt wurden, was ja um dieselbe Zeit zum Zusammenbruch der deutschen Gobelinmanufakturen führte. Auch daran mag es liegen, daß man mit der fabrikmäßigen Herstellung der Tapete allerlei kleine Verbesserungen erfand, in

erste Maschine dieser Art 1822. Trotzdem man also in Deutschland vom Jahre 1820 ab endloses Papier herstellte, dauerte es doch noch über 20 Jahre, ehe das endlose Papier von der Tapetenindustrie angenommen wurde. Die Arbeiter hatten sich dagegen stellenweise zur Wehr gesetzt, wie sie auch später gegen die Einführung der Dampfmaschine in der Tapetenindustrie demonstriert haben sollen.

Tennoch war das endlose Papier allein noch gar nicht imstande, die Tapetenindustrie umzuwälzen. Im Jahre 1840 waren alle Tapetenfabriken in Berlin und Wien wieder eingegangen und eine große Zahl der anderen Tapetenfabriken in Deutschland ebenfalls, nur am Rhein hielten sich einige, die noch im Handdruck auf zusammengeklebte Bogen druckten. Die Tapete wollte Massenartikel werden, aber es fehlte das Verständnis, daß sie Massenartikel werden konnte und es fehlte auch noch die Druckmaschine.

kontrollieren kann, ist vollständig ausgeschlossen. Auch sonst müssen Maschinen mit solcher Galoppproduktion besonders konstruiert sein, sonst wird im wilden Lauf die Farbe aus den Farbkästen geschleudert und auch die gedruckte Tapete, die auf eine Trockenvorrichtung aufgehängt wird, fliegt in solch wilder Hast aus der Maschine, daß es sehr schwer ist, sie richtig in die Trockenvorrichtung zu bekommen. (Schluß folgt.)

## Taubstummblinden-Unterricht.

Von Eugenie Jacobi.

Wie einst Taubstumme und Blinde wenigstens in breiter Masse, als ununterrichtbar galten, so nimmt man dies heute noch ziemlich allgemein und wohl mit weit größerer Berechtigung von Taubstummblinden



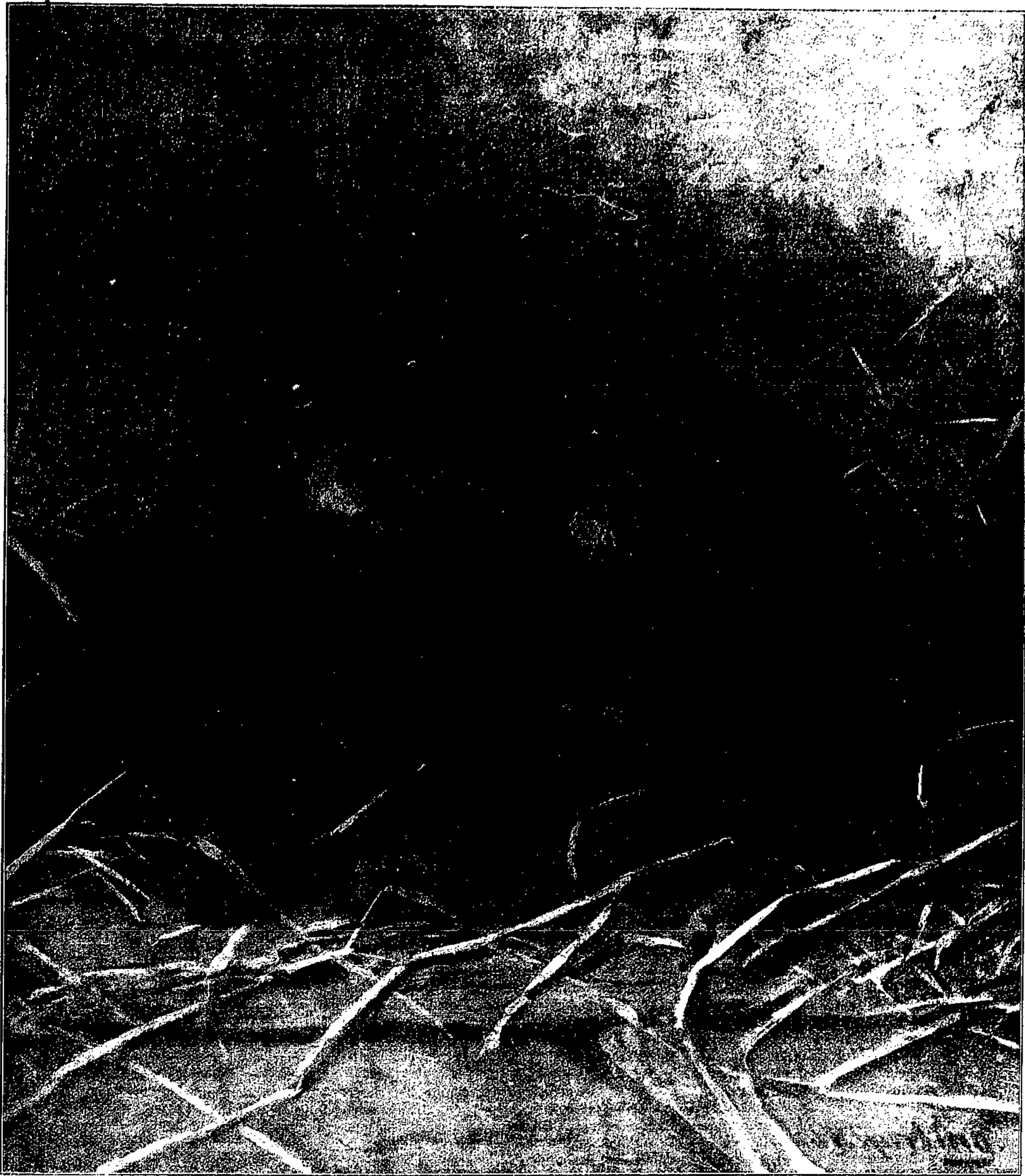
an. Angaben über sie drangen erst zum Teil in die Öffentlichkeit. Nach der Zählung vom 1. Dezember 1905 gab es in Deutschland 340 Taubstummblinde.

Die Möglichkeit, mit ihnen geistigen Ver-

sie ist das Tasten also ein, für die Taubstummblinden hingegen das Mittel.

Der Geruchssinn, mag er auch in dem überhaupt denk- oder erreichbar höchstem Grade zur Entwicklung gelangt sein, kann so wenig wie

in mühevoller Arbeit erringen. Für den Taubstummblinden aber kommt hierbei etwas Doppeltes in Frage. Was jenem auf dem Wege durchs Ohr übermittelt werden kann, muß man diesem, ihn körperlich berührend, antäuen. Er



**fips und finc.** Nach einem Gemälde von H. Sperling.

kehr zu pflegen, sie unterrichten zu können, wurzelt in der Nutzung des Tastsinns. Hierauf sind Blinde und Taubstumme wohl ebenfalls, jedoch nicht in gleichem Maße angewiesen. Bei ihnen arbeitet ja auf der einen Seite das Gehör, auf der anderen das Sehvermögen mit. Für

der Geschmack zum Träger des geistigen Verkehrs und der Sprache werden. Das bleibt dem Tastsinn, dem Hauptsinn der Taubstummblinden, vorbehalten. Die Befähigung, durch den Druck seiner Fingerspitzen Begriffe und Vorstellungen in sich aufzunehmen, muß der Blinde

tastet also und wird betastet, hat mithin nicht bloß die eigenen Finger mit Dingen in Verbindung zu bringen und daraus Folgerungen zu ziehen, sondern auch begreifen zu lernen, was der Druck fremder Finger, die er auf seinem Körper spürt, besagt. Er kann nicht, wie Voll-



jünnige und Munde, sprechen hören oder, wie Taubstumme, sprechen sehen. Er sieht sprechen. Für ihn fallen gewissermaßen Denken, Sprechen, Lernen, Arbeiten, Taten zu einem Brennpunkt zusammen.

Wie sein Gebrechen sich aus dem des Taubstummen und dem des Blinden aufbaut, so lehrt man ihn die Lautsprache des einen und die Brailleschrift des anderen. Erstere beruht ja darauf, daß die Veränderungen, die je nach dem betreffenden Laut in den Sprachorganen erfolgen, empfunden werden. Solche Veränderungen gehen aber bei Voll- und Teilsinnigen in gleicher Weise vor sich. Beim Artikulationsunterricht, der dem Taubstummen die Befähigung zum Reden erschließt, werden die Sprachwerkzeuge des Lehrenden und die des Lernenden zwar auch betastet. Gleichzeitig sieht letzterer aber doch, wie sich die Veränderungen auf dem Gesicht des ersteren dartun; damit er dies auch auf dem eigenen gewahrt, wird ihm ein Spiegel in die Hand gegeben. Wer nun weiß oder wenigstens ahnt, wie ungeheuer mühevoll dieser Artikulationsunterricht ist, wird ermessen können, was es heißt, ihn da zu erteilen, wo das Sehvermögen nicht mitarbeitet. Ist's aber gelungen, dem Taubstummen das Wort zu erschließen, so besteht zwischen seiner Redeweise und der des Taubstummen kein wesentlicher Unterschied. Bei dem einen wie beim andern kann der Erfolg mehr oder minder fraglich, aber auch in gleich hohem Grade erfreulich sein. Auf beiden Seiten kommen dabei Ursachen mannigfacher Art in Frage. Einer taubstummen Kleinen war ein Kuß auf die Stirn gedrückt worden. Sie sagte hierauf ohne weiteres, und zwar anscheinend sehr erfreut: „Sie hat mich geküßt.“ Diese Worte kamen so deutlich heraus, daß ein Vollsinniger sie kaum besser hätte sprechen können. Ertauben blinde Kinder, die bereits geläufig sprachen, oder tritt ihr Erblinden und Ertauben gleichzeitig ein, so verlieren sie die Sprache nicht sofort, wohl aber nach und nach. Erst durch die Lautsprache kann ihnen dann Ersatz beschafft werden. Auch noch denen, die etwa in ihrem 16. Lebensjahr erblinden und erlauben, droht der Verlust der Sprache, falls man dieser nicht rechtzeitig den Tastsinn zum Träger gibt. Für den Taubstummen, wie für den Taubstummen ist die Lautsprache aber nicht bloß als Verkehrs- und Bildungsmittel, sondern außerdem durch ihre gleichsam körperlichen Beziehungen zur Lunge, deren Tätigkeit sie anregend beeinflusst, von unendlichem Werte.

Mit der Entwicklung eines jeden Lautes geht dessen schriftliche Wiedergabe, die doppelter Natur ist, einher. Er wird dem Kinde zunächst in die innere Handfläche hineingeschrieben oder vielmehr hineingedrückt. Dies geschieht aber nicht in der sonst üblichen Buchstabenform, sondern im Hand- und Fingeralphabet. Eine geballte Hand bedeutet „a“, eine emporgehaltene „b“, eine emporgehaltene, auf deren Daumen sich die vier anderen Finger herabbiegen, „e“ usw. usw.; in der Beschreibung wie in der Abbildung nimmt sich die Sache ziemlich umständlich aus, nicht aber in der Anwendung. Wer sich auf diese versteht, fährt mit den Fingern so leicht und ungezwungen hin und her, als ob er mit einer Stahl- oder Bleifeder schreibt. Der Laie vermag allerdings aus solchem Bewegen keinen Satz, ja nicht einmal ein einzelnes Wort oder auch nur einen Buchstaben herauszufinden. Zusehend, wie Taubstummen etwas in die Hand gedrückt wird, befindet er sich ungefähr in der Lage eines Schreibunkundigen, der versuchen wollte, durch Hinblicken auf die Hand eines Schreibenden schreiben zu lernen. Sondersich schwer hält's jedoch nicht, wie Fachpädagogen sagen, sich den Gebrauch des Sandalphabets anzueignen, das wir umstehend in Abbildungen wiedergegeben haben.

Natürlich werden dem Kinde die Lautzeichen nicht bloß an- und eingeführt, sondern man läßt es auch fortlaufend darin, dies seinerseits anderen zu tun. In unmittelbarem Anschluß an die Entwicklung eines jeden Lautes und dessen Wiedergabe im Sandalphabet macht man es dann mit dem betreffenden Zeichen der Braille- oder Punktschrift vertraut. Hierin läßt es sich so weit wie ein blindes bringen. Beide belasten, den Fall des Gelingens auf der einen wie auf der anderen Seite vorausgesetzt, die Punktreihen des vor ihnen aufgeschlagenen Buches in gleicher Weise, lesen mit gleicher Geläufigkeit, handhaben beim Schreiben den Stahlgriffel mit gleicher Geschicklichkeit. Neuerdings sind, hat ein eifriger Bahnbrecher des Taubstummenunterrichts, der an Berlins „Königlicher Taubstummenanstalt“ amtierende Lehrer Niemann, am 4. Oktober 1909 in Leipzig auf der 8. Bundesversammlung deutscher Taubstummenlehrer berichtet, verschiedene Tastsalphabete in Vorschlag gebracht worden. Eins will z. B. durch Betasten je einer Fingerpitze „a“, „e“, „i“, „o“, „u“ ausdrücken, eins lehnt sich an die Brailleschrift an usw. Es gibt auch bereits eine Tastschreib- und eine Tastsprechmaschine. Vorläufig handelt sich's hierbei aber nur um eine Anwendung in einzelnen Fällen.

Das Sprechen mit Taubstummen vollzieht sich in der Weise, daß ihnen die Worte im

Finger in den seinen Gedanken entsprechenden Formen auf der Tischplatte hin- und hergleiten, und sie äußern sich hierauf in der Lautsprache. Die Benutzung der inneren Handfläche empfiehlt sich für solche Fälle nicht, weil der dabei verfügbare Raum zu klein ist, um dem Buchstaben die erforderliche Weitung geben zu können. Beim Fingeralphabet werden die einzelnen Zeichen doch nicht gezogen, sondern gedrückt, und zwischen ihnen gibt es keine Verbindungslinien. Das ertastete Verständnis für die gewöhnliche Schreibschrift nützt dem Taubstummen aber auch in anderer Weise. Einen Brief diktierend, legt er seine Hand auf die des Schreibenden, der sie kaum spürt, und weiß damit, ob dieser schreibt, was ihm gesagt wird.

Gebärden, wie sie für Taubstumme — und von ihnen — in der Luft beschrieben werden, versagen beim Taubstummen natürlich. Für ihn hängt doch die Verständlichkeit eines jeden Zeichens von dessen Fühlbarkeit ab, und diese kann eben erst dadurch, daß ihm auf den Körper heraufgetastet wird, in Tätigkeit treten. Solches gilt für die sogenannte natürliche wie für die Wortgebärde. Jene, deren Gestaltung gleichsam der Eingebung des Augenblicks entspringt, bildet anfangs das einzige Mittel der Verständigung und den einzigen Weg, auf dem der Taubstumme seine Gedanken zu äußern, also Zeichen seines Innenlebens zu geben vermag. Wenn er selbst keine Gebärden oder doch kaum welche macht und die ihm aufgetasteten unbeachtet läßt, so beweist dies, daß auch sein Geist mehr oder minder unmaßtastet ist. Weiterhin kommt zur natürlichen Gebärde die künstliche, wie man die Wortgebärde im Gegensatz zu jener wohl bezeichnen kann, hinzu. Sie deutet das einzelne Wort durch eine gewisse Bewegung an, ohne jedoch an so bestimmte Regeln wie das Fingeralphabet gebunden zu sein. Bei der für den einzelnen Buchstaben nun einmal festgesetzten Form verbleibt's, während die Wortgebärde gleichsam mehr schwankender Natur ist. Hier kann je nach Umständen geändert, ergänzt, hinzugefügt werden. Es sind dabei auch Eigentümlichkeiten der einen und anderen Gegend oder solche, die das Kind aus seiner unmittelbaren Umgebung mitgebracht hat, zu berücksichtigen. Jetzt greift man aber nur für Taubstumme, bei denen noch ein schwacher Lichtschimmer besteht, zur Wortgebärde und nicht mehr, wie früher, auch für vollständig Taubstummenblinde. Bei diesen hat sich das Sandalphabet als zweckdienlicher erwiesen, während jene, die natürlich ebenfalls in demselben unterrichtet werden, für Wortgebärden sehr empfänglich sind. Nicht unberechtigt dürfte es jedoch sein, das Sandalphabet auch als künstliche, und zwar als Buchstabengebärde zu bezeichnen.

Alles durchs Tasten! Der Taubstummen-Unterricht ist ein unendlich, vielfach verzweigtes An-, Be- und Erntungsverfahren. Es liegt nur ein scheinbarer Widerspruch darin, wenn man sagt, daß z. B. auch grammatikalische Kenntnisse auf solchem Wege erlangt werden. Artikel, Fürwörter usw. sind zwar so wenig wie Gedankendinge oder der Inhalt eines Befestigungsgreifbar, wohl aber begreifbar durch die Tätigkeit der Tastorgane, die dem Geist das Verständnis übermitteln und ihm die Anregung zum Erfassen und Verarbeiten geben. Befinden sich im Unterricht zur Behandlung kommende Dinge in erreichbarer Nähe, so führt man die Kinder dorthin. Beim naturgeschichtlichen Unterricht geht man mit ihnen in den Garten und läßt sie Blätter, der Erde entnommene Kartoffeln usw. betasten. Falls etwas derartiges aber nicht möglich ist, bekommen sie Nachbildungen, z. B. kleine Varen, Löwen, Elefanten in die Hand. Sie werden auch in technischen Fertigkeiten unterwiesen und im Fortschreiten z. B. zur Herstellung von Flechtarbeiten und zum Wirtzenbinden geschickt gemacht.

(Schluß folgt.)

### Herbstabendwehmut.

Nun trauern fahl die Wälder  
Nach kurzem Freudenfest,  
Leer sind die bden Felder  
Und leer ist jedes Nest.

Die Vögelin alle zogen  
Hin zu dem fernen Süd . . .  
Mein Traum ist müd verfliegen  
Und auch mein Herz ist müd.

Die Fernen leis verdämmern  
Und sinken still zur Ruh,  
Nur tief im Innern hämmern  
Wehmütige Wünsche: Du . . .

S. Sesse.

Fingeralphabet in die Hand hineingeschrieben werden, worauf sie in der Lautsprache antworten. Man könnte ihnen dieselbe auch mittels der Brailleschrift auf Papier gebracht, zum Betasten und damit also zum Lesen geben. Sie würden entweder ebenfalls auf dem Wege durch die Brailleschrift oder „mündlich“ in der Lautsprache antworten. Dieses Verfahren wäre jedoch umständlicher. Bei der vorstehend erwähnten Gelegenheit, in Leipzig am 4. Oktober 1909, hat Niemann gezeigt, wie die Kinder einander Worte des Lehrers übermitteln. Er schrieb einem etwas im Fingeralphabet in die Hand. Das tat es dem zweiten, dieses dem dritten und erst letzteres sagte in der Lautsprache, um was es sich handelte.

Wohl die meisten Menschen sind aber weder des Fingeralphabets, noch der Brailleschrift kundig. Eine Zwiesprache zwischen ihnen und Taubstummenblinden wäre demnach nicht ohne Dolmetscher möglich. Um dem abzuhelfen, tastet man vorgeschrittenen taubstummenblinden Jünglingen das Verständnis für die allgemein gebräuchliche Schreibschrift an. Man ergreift zu solchem Zweck den Zeigefinger ihrer rechten Hand und fährt mit ihm auf einer glatten Fläche in der Weise hin, daß zuerst einzelne Buchstaben, dann Wörter und zuletzt ganze Sätze gezogen werden. Der des Sandalphabets und der Brailleschrift Unkundige läßt dann ihren



# Im Kampf um Arbeit.

Skizze von Wilhelm Scharrelmann.

New York lag unter der sengenden Glut der Julisonne. Wie eine glühende Welle ergoß sich an jedem Tage ein Strom beklemmender Hitze und atemraubenden Staubes über die Stadt, ohne daß die Mächte, die nicht den leisesten Windhauch brachten, die Glut der Tage hätten löschen können. Von den im Sonnenglanz flimmernden Dächern sank die Hitze in die Straßen und füllte die ganze Stadt mit einer Luft, die aus der Hölle zu steigen schien. Es war, als wenn das Pflaster auf den Straßen zu glühen begänne, ein unterirdisches Feuer in den Kanälen der Stadt wüte, das nun den Erdboden erhitzte und sich anschickte, die Stadt unter Hitze, Trockenheit, Staub und Qualm zu erstickern.

Aber unausgesetzt stieg der Lärm der Millionenstadt, von den Wänden der Häuser zusammengedrängt und zurückgehalten, als ein einziges, unausgesetztes Summen und Dröhnen zum Himmel empor.

Schon seit Wochen irrte Karl umher, ohne Arbeit finden zu können. Mittellos war er vor Wochen nach Amerika gegangen. Aber er hatte bisher noch nicht einen einzigen Penny dort verdient; trotzdem hatte ihn immer von neuem die Hoffnung aufgerichtet, daß ihm am nächsten Tage das Glück lächeln, daß es ihm gelingen werde, irgendwo Arbeit zu finden. Er war nicht wählerisch, gewiß nicht. Die schmutzigste Arbeit wäre ihm recht gewesen. . . . Aber bisher war ihm auch nicht das Geringste zu verdienen gegeben worden. Allenthalben wurde er zurückgewiesen, an die Seite geschoben, allenthalben fanden sich andere, die zur Arbeit angenommen wurden, ehe er überhaupt gefragt wurde. Am Hafen hatte er herumgelaugert, um irgendeine Gelegenheitsarbeit zu bekommen, auf den Straßen hatte er gelauert, um irgend jemand behilflich zu sein, zuzuspringen, wo irgendwo Hilfe nötig war, beim Abladen der Waren von den Wagen, beim Auspacken vor den Stores. . . . Vergebens. Bei den Neubauten hatte er gefragt, ob er nicht Steine und Kalk tragen, Zement mengen dürfe. Vergebens. Allenthalben war er abgewiesen worden. Bei einem Kohlengeschäft hatte er schon Aussicht gehabt, Kohlen zu schleppen, bis ihm im letzten Augenblick noch ein anderer zuvorkam, der sich besser verständlich machen konnte, als er, der nur über wenige englische Brocken verfügte. . . .

Nun war es mit seiner Kraft wirklich bald vorbei. Sein Geld hatte er ausgegeben, und die entsetzliche Hitze, die schon Wochen anhielt, quälte ihn auf den Tod und machte ihn schlaff und gleichgültig.

Es ging schon auf den Abend, die Hitze ließ ein wenig nach, und ein schwüler, warmer Wind fuhr durch die Straßen.

Diese Nacht würde er irgendwo auf dem Trottoir schlafen müssen, in irgendeiner Ecke. Er besaß keinen roten Heller mehr, um selbst das erbärmlichste Nachtlogis bezahlen zu können. Es war überhaupt noch eine Frage, ob man nicht auf den Steinen besser schlief als in einem der Logierhäuser, wo man für zehn Penny die Nacht auf Stroh verbrachte, von Gestank und Ungezieser halb zu Tode geplagt.

Da hörte er mit einemmal seinen Namen rufen. Aber das mußte ein Irrtum gewesen sein. Es kannte ihn doch hier niemand!

Dann merkte er, wie ihm jemand auf die Schulter schlug, und als er sich verwundert umwandte, klang es ihm in die Ohren: „Karl, den Teufel noch mal, bist Du's?“

Er starrte den Fremden an, der ihn so vertraulich begrüßte, und wußte nicht, wen er vor

sich hatte. Das Gesicht kam ihm bekannt vor, wenn nicht der Spitzbart gewesen wäre. . . .

„Mensch, Du kennst mich wirklich nicht mehr? Besinne Dich mal!“

Besinnen, ja, der Kopf war ihm schwer wie Blei, das Blut trommelte ihm in den Schläfen.

„Mußt Du Gutscheids Wilhelm nicht mehr? Mensch, besinne Dich doch. Wie oft haben wir als Jungen zusammen gespielt.“

Ja, in der Tat! Wilhelm Gutscheid war es, der da vor ihm stand. Den mußte ein göttlicher Engel zu ihm geführt haben!

„Du bist Wilhelm Gutscheid?“ stammelte er, froh und glücklich, einen Menschen gefunden zu haben, den er kannte, der ihm vielleicht helfen konnte, mit dem er einmal wieder deutsch sprechen konnte. . . . „Der Wilhelm Gutscheid bist Du, der früher neben uns in der Berliner Straße wohnte? Und ja, wirklich, nun fällt mir alles wieder ein. Du bist damals gleich nach Amerika gegangen. . . . ja, ja. . . .“

Und der Wilhelm Gutscheid lachte, als er ihn so stammeln hörte. „Triffst man sich in der Neuen Welt so auf der Straße wieder! Ja, ja, meine Augen sind doch schärfer als die Deinen! Nun, laß uns ein Stück Wegs zusammengehen.“

Jetzt hatte er doch jemand, dem er sein Herz ausschütten konnte. Es wurde ihm ordentlich leichter, als sie so zusammen weitergingen und er nun von allen seinen vergeblichen Bemühungen, Arbeit zu bekommen, erzählen konnte. Der Wilhelm nickte nur immer zu jedem Worte und sagte ihm dann trocken: „Und wenn Du hier noch ein paar Monate Deine Stiefelsohlen abläuflst, wirst Du immer noch keine Arbeit haben.“

„Ja, aber,“ stammelte Karl und blieb auf der Straße stehen.

„Solange Du Dich mit Deinem Handkoffer abschleppst und jedem gleich schon von weitem zeigst, daß Du erst vor kurzem eingewandert bist, bekommst Du hier nirgends Arbeit.“

In dem Koffer hatte Karl seine einzige Habe. Es war ein Handkoffer aus grauem Leinen. Er hatte sich bisher noch keine Minute von ihm trennen können, denn er hatte ja nirgends ein Unterkommen, und ihn irgendwo in Verwahrung zu geben, getraute er sich nicht. In der kleinen Seitentasche des Koffers verwahrte er eine Kette, die seine Mutter einst um den Hals getragen hatte.

„Meinst Du?“ sagte er ganz verblüfft und sah seinen Freund an. Sollte es daran gelegen haben, daß man ihn stets an die Seite geschoben?

„Nebrigens ist es durchaus nicht schwer, Arbeit zu bekommen,“ fuhr Wilhelm gleichgültig fort, „man muß es nur richtig anfangen. Zunächst wollen wir aber einmal zusammen ein Gläschen trinken. Wir müssen es doch feiern, daß wir uns hier so plötzlich gefunden haben, nicht wahr?“

Er zog Karl in eine Schnapschenke und nötigte ihn zu trinken; großmütig bezahlte er.

„Also paß mal auf!“ sagte er dann. „Ich werde hier in der Zeitung nachschauen, ob da nicht irgendwo in der Nähe eine Stelle frei ist. Dann gehst Du hin und stellst Dich vor. In der Zeit verwahre ich Deinen Koffer. Du kommst zurück und hast die Stellung weg.“

Das klang alles so zuversichtlich und so selbstverständlich! Karl vergaß es wirklich fast, daß er nun schon seit Wochen vergeblich nach einer Stellung herumlaufe!

Während sein Freund die Zeitung musterte, hing er mit ängstlichen Augen an dessen Zügen, um es schon an seinem Gesicht ablesen zu können, wenn er etwas Passendes finde.

Da legte Wilhelm plötzlich das große Zeitungsblatt aus der Hand, in das man ein Kind hätte verpacken können, winkte seinem Freunde und verließ mit ihm das Lokal.

„Ich werde Dich jetzt vor ein Haus führen, in dem ein junger Mann verlangt wird, der auf dem Lager hilft und schriftliche Arbeiten ausführen kann. Die Bezahlung ist nicht hoch, aber Du hast doch zunächst einen Verdienst und kannst Dich dann gemächlich nach etwas Besserem umtun. Die Stelle ist mit 25 Dollar ausgeschrieben.“

Karl war mit allem einverstanden. Ihm klopfte das Herz vor Erwartung und Freude. „Nein,“ rief er aus, „wenn ich Dich nicht gefunden hätte, ich glaube wirklich, ich hätte hier niemals Arbeit bekommen!“

Sie gingen. Nach einer Weile wies Wilhelm auf ein Haus und rief: „Dies ist es da. Du steigst bis zum fünften Stock und suchst dort das Kontor von Browning u. Comp. Dort trittst Du ein, meldest Dich für die Stelle und sagst, daß man ganz gewiß in New York keinen klügeren, intelligenteren jungen Mann für die ausgeschriebene Stelle bekommen könne als Dich. Zu allem Ernst, Du trittst ruhig und selbstbewußt auf, und wenn man Dir sagt, daß Du warten mußt, so wartest Du. Ich werde hier unten Deinen Koffer verwahren und nicht von der Stelle gehen, bis Du wieder herunterkommst.“

Karl nickte nur aufgeregt zu allem, was ihm der andere sagte, übergab ihm seinen Koffer und stieg dann die Treppen hinauf. Schon auf der dritten mußte er Halt machen.

Das lange Umherlaufen, der Hunger und der Brandy, den er nicht gewohnt war, machten ihn matt und schwindlig; er mußte sich zusammennehmen, um ruhig und gleichgültig zu erscheinen. . . .

Es war ein großes Haus, in dem fortwährend Personen hinauf- und hinuntereilten. Auf allen Korridoren befanden sich Kontore, in denen man durch die offenen Türen Schreiber an den hohen Pulten kriechen sah.

Am fünften Stock spähte Karl nach einem Firmenchild, das die Bezeichnung Browning u. Comp. trage. Auf den großen Tafeln waren die Namen der Firmen zu lesen, die hier Kontore hatten, aber Browning u. Comp. waren nicht dabei. Nach einigem Zögern und ratlosem Umherblicken faßte er sich endlich ein Herz und fragte einen Vorübergehenden, der ihm aber keine Auskunft geben konnte, ihn überhaupt nicht zu verstehen schien und nur mit dem Kopfe schüttelte und dann davoneilte.

Er fragte dann in einem der Kontore nach Browning u. Comp. Auch hier schüttelte man mit dem Kopfe und zuckte die Achseln.

Es war doch wohl am besten, wenn er wieder hinunterging und Wilhelm einmal herauskam, um erst einmal die Firma aufzuspiiren. Er verstand doch, was die Leute sagten, und es würde für ihn eine Kleinigkeit sein, die richtige Türe zu ermitteln, hinter der Browning u. Comp. saßen.

Er kletterte also die Treppen wieder hinunter und schaute sich unten verwundert um, als er Wilhelm Gutscheid nicht gleich fand. Er hatte doch versprochen, auf jeden Fall zu warten, und wenn es auch noch so lange dauern werde. Nun, der würde wohl sicher irgendeinen Bekannten getroffen haben und eine Strecke Wegs mit ihm zusammen gegangen sein. Er konnte ja auch nicht annehmen, daß Browning u. Comp. nicht gleich zu finden sein würden. Man mußte nur Geduld haben. (Schluß folgt.)



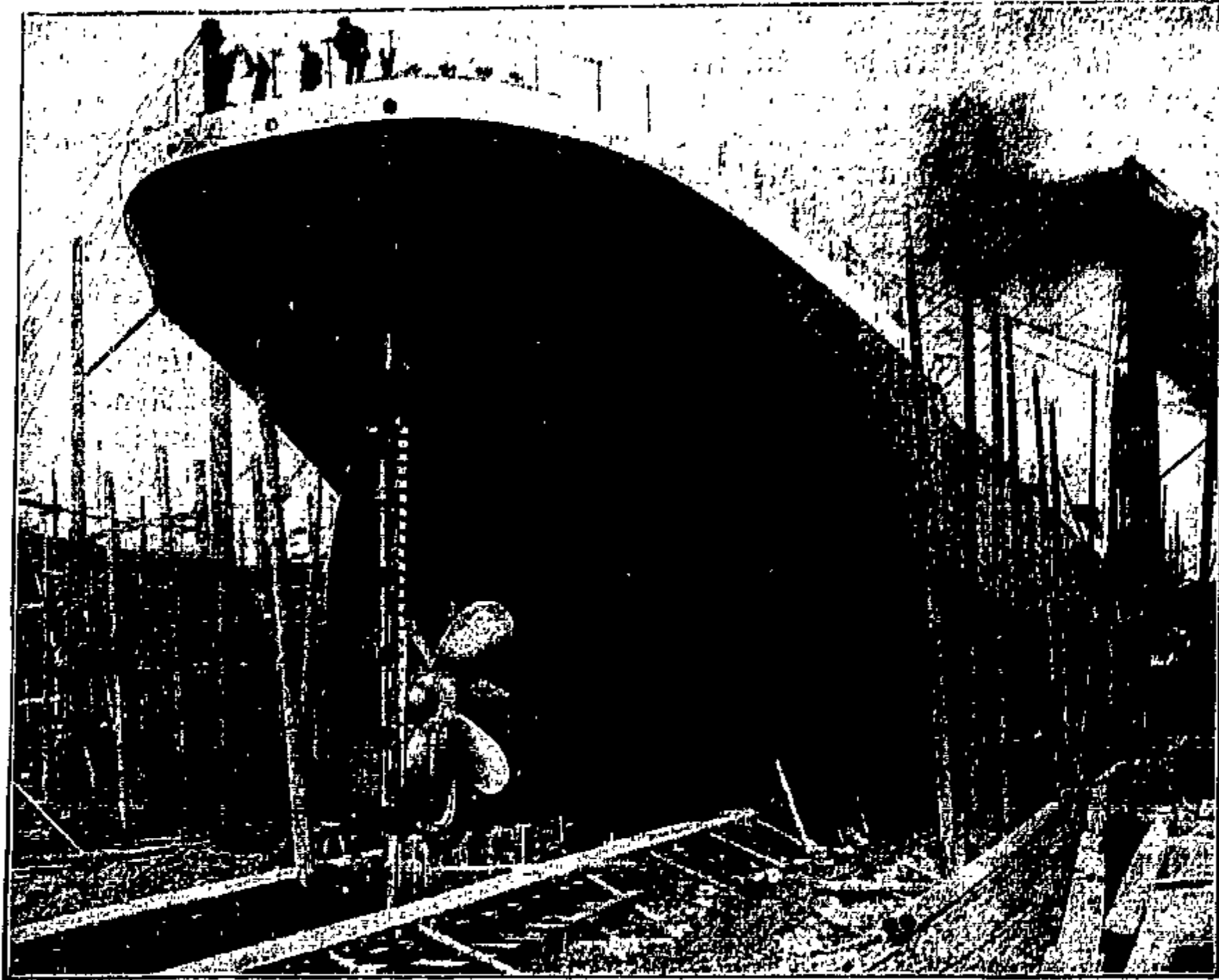
**Der größte deutsche Frachtdampfer.** Mirzlich ist auf einer englischen Werft ein neuer Dzeandampfer für die Hamburg Amerika-Linie vom Stapel gelaufen, der in seinen Abmessungen, Raumgehalt und Tragfähigkeit der größte Frachtdampfer ist, der je von einer deutschen Meederei in Auftrag gegeben wurde. Der Dampfer, der den Namen „Preußen“ führt und lediglich unter Ausschluß von Passagierbeförderung, für den Frachtverkehr mit Ostasien Verwendung finden soll, hat eine Länge von 143,25 m, eine Breite von 17,08 m und mittschiffs von Kiel bis Oberante Deckbalken eine Höhe von 11,05 m. Er ist ein Dreibecker und hat eine Bruttotonnage von 8050, eine Nettotonnage von 5200 Register-Tons. Ein Registertons ist gleich 100 englischen Kubikfuß. Außer dem zum Betriebe nötigen Feuerungsmaterial und dem Proviant für mehrmonatliche Reise kann der Dampfer 10 450 Gewichtstons Frachtladung aufnehmen. So beladen geht der Dampfer 8,1 m tief. Eine Vierfach-Expansionsmaschine von 3400 Pferdekraften gibt dem Dampfer eine Geschwindigkeit von 11 1/2 Knoten, das heißt, er fährt in der Stunde 11 1/2 Seemeilen. Eine Seemeile ist gleich 1852 m. Ein doppelter Boden und sieben wasserdichte Querschotten schützen das Schiff vor dem Sinken bei Kollision oder Stoß auf den Grund. Interessant ist es, daß der größte deutsche Segler auch den Namen „Preußen“ führt; er ist ein Rumpfmastvollschiff und gehört einer Hamburger Meederei. Er hat 4765 Register-Tons Nettoraumgehalt und ist ganz aus Stahl gebaut.

Unter den dem Passagierverkehr mit der Union dienenden Schnelldampfern befinden sich natürlich Schiffe von viel größerem Raumgehalt als diese Frachtschiffe. So hat der Schnelldampfer „Kaiserin Auguste Viktoria“ 22 205 Tons Tragfähigkeit, also mehr als das Doppelte des Frachtdampfers „Preußen“. Und entsprechend höher sind auch die Größenmaße.

**Reisebilder und Kulturstudien.** Reiseberichte, in Buchform zusammengefaßt, sind gegenwärtig nicht mehr so selten, wie sie es noch vor zwei und drei Jahrzehnten waren. Freilich ist hier, wie auf allen Gebieten der literarischen Produktion, das Gute selten. Zu diesen Seltenheiten kann man Pierre Lotis neues Buch „Ägypten“ (Berlin und Leipzig, Schuster u. Pöffler) zählen, in welchem sich der Autor wiederum als Stimmungsmaler voll zarter Feinheit und farbenprächtiger Schilderungskunst gibt. Die einzelnen Kapitel des Buches sind lose verbunden aneinandergereiht. Und doch wirken sie als Ganzes, geschlossen durch die Einheitlichkeit der Form. Menschen und Gegenstände sind nur mit Strichen gezeichnet. Die Landschaft hingegen, die Ruinen aus mehrtausendjähriger Vorzeit sind in jenes sprühende Kolorit getaucht, das Loti, wie er es uns auch schon in vielen anderen seiner Werke gezeigt hat, meisterlich zu beherrschen versteht. Dieses Kolorit ist auch in dem vorliegenden Werke das Faszinierende. Dazu kommt des Autors ausgesprochene Liebe für die Welt des Orients, mit der Hand in Hand ein starrer Haß und eine oft allzu kraß hervortretende Verachtung abendländischer Kultur geht, die sich beide besonders gegen das moderne Reiseuropäertum richten. Wenn auch spröde manches von den Schönheiten des Originals verloren gegangen sein mag, so ist dennoch die von Fr. v. Lypski-Bronikowski herrührende Uebersetzung anerkennend zu erwähnen.

Ein ganz vorzügliches Buch, sowohl im vada-gogischen wie im wissenschaftlich-belehrenden Sinne, verdient die Gansbergische Bearbeitung von Heinrich von Malzans Reisebeschreibung „Meine Wallfahrt nach Mekka“ (Hamburg, Alfred Janßen. Band 4 der „Wissenschaftlichen Volksbücher für Haus und Schule“, Preis gebunden 1,50 Mk.) genannt zu werden. Die ganze bunte Welt des Orients mit ihren Reizen und Schwächen offenbart sich in diesem dünnen Büchlein

dem Leser. Die Schrift fesselt den Erwachsenen. Dem Jugendlichen, dessen Phantasie nach Nahrung sucht, aber gibt sie in Pilze und Krille. Sie unterrichtet, indem sie in kurzen Strichen fremdartige Ergebnisse einanderreicht; zugleich aber schildert sie in bunten Tönen ein geheimnisvolles Zauberland voll wunderlicher Menschen und gibt somit ein farbenfrohes



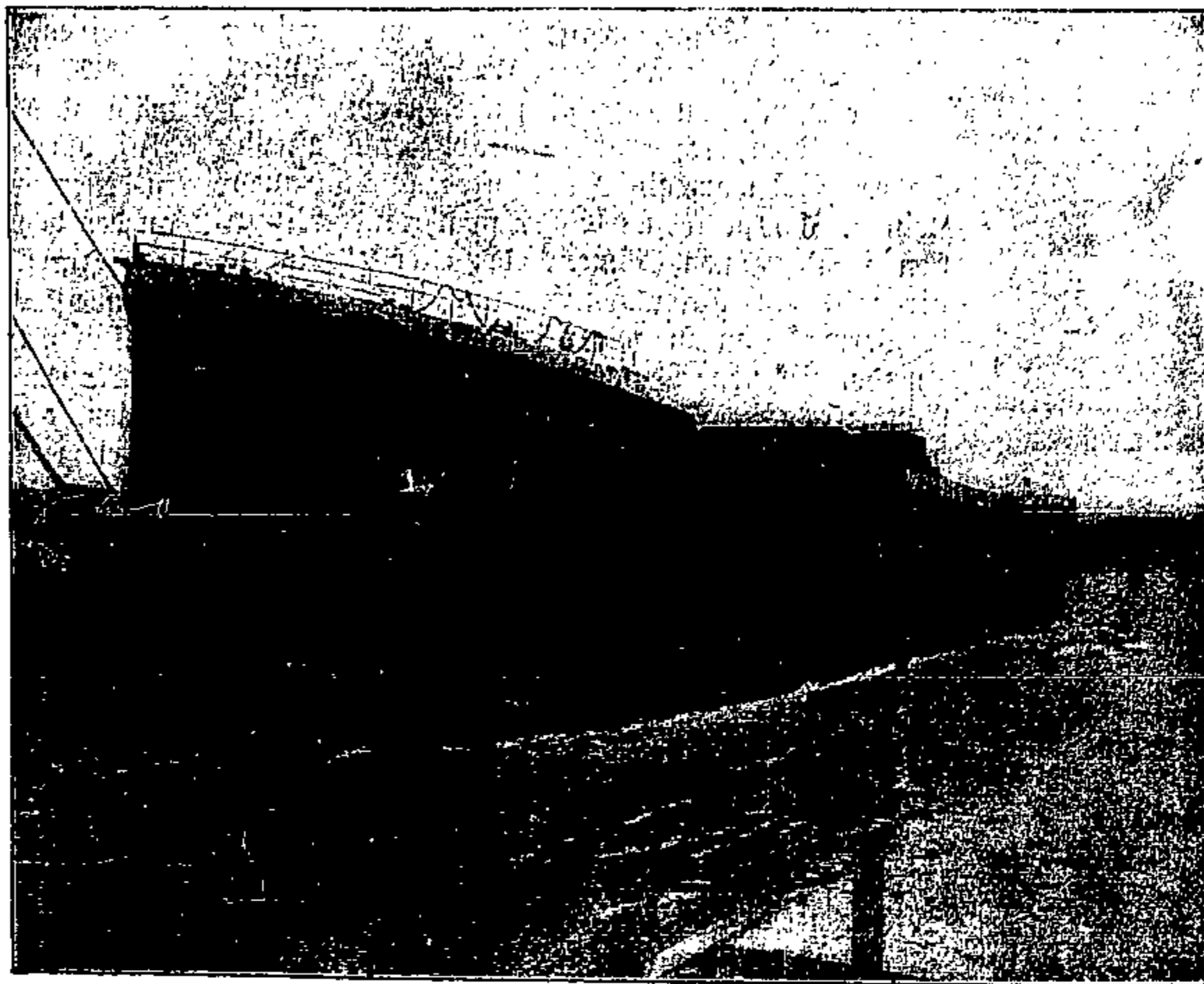
Der Dampfer „Preußen“ vor dem Stapellauf auf der Gleisbahn.

Gemälde in naturalistischer Treue, wie es der regsame Geist des Jugendlichen sucht, wenn er zu meist recht minderwertigen Räuberpistolen greift.

Dr. Walter Nothes Reisebilder „Quer durch Spanien und im Norden Afrikas“ (Mainz, Kirchheim u. Co.) sind typische Philologenarbeit. Mit vielem Wissen ist in dem Buche ein reiches kunstgeschichtliches

Naturforschers und Jägers“ (Berlin, Paul Parey, Br. gebd. 18 Mk.) ist ein groß angelegtes Buch, dessen Text den Leser fesselt und dessen zahlreiche Bilder das Verständnis für die Beschreibung wesentlich unterstützen. Der amerikanische Expräsident mag hier und da nach Yankeeart wohl den Mund etwas voll genommen haben und ein wenig Jägerlatein reden, immerhin versteht er es, gut zu unterhalten. Und mehr als eine gute Unterhaltungsschrift will sein Buch wohl auch nicht sein. Im wesentlichen erstrecken sich die Jagdabenteuer auf Großwild; das Pirschgebiet war das östliche Afrika an den großen Seen und am Kenia-Gebirge. Der Versuch, diesen afrikanischen Jagdabenteurern mehr als einen rein sportlichen Auftrieb zu geben, ist nicht recht gelungen. Schon die gewaltige Meßlame und Streifzige im dunklen Erdteil f. Zl. in alle Welt hinausposaunt wurden, läßt den Glauben an irgend welche fachwissenschaftliche Interessen nicht recht aufkommen. Wissenschaftlich von Bedeutung sind allein nur die Kapitel des Anhangs, in denen über Schutzfärbung gesprochen wird und in denen Heller und Voring interessante Beobachtungen über das Aussehen und die Lebensweise teilweise noch wenig bekannter Tierarten niedergeschrieben haben. Charakteristisch für den Verfasser sind schließlich noch einige Reproduktionen nach photographischen Aufnahmen, die ihn als Feld, Nimrod und Trumphator neben einem erlegten Großwild zeigen; auch die genaue Aufzählung der einzelnen zur Strecke gebrachten Tiere gehört hierher. — Die Uebertragung des Werkes ins Deutsche stammt von Dr. Max Kullnik. Die Aufmachung des Buches selbst ist prächtig und vornehm. Der Druck der oft schwierigen Bilder ist vorzüglich gelungen; leider hat der Stiff des Zeichners öfters den photographischen Aufnahmen ein wenig nachhelfen müssen.

Dem Rooseveltschen Buch in vielen Beziehungen nahe verwandt ist E. G. Schillings „Mit Blicklicht und Blickse im Rauber des Elefanto“ (Leipzig, R. Voigtländer, Br. gebd. 6 Mk., gebd. 6,50 Mk.) Dieses Werk, das der Verlag als eine kleine Ausgabe der vor Jahren erschienenen Schillingschen Bücher „Mit Blicklicht und Blickse“ und „Der Rauber des Elefanto“ bezeichnet, kann als gutes, vorbildliches Volksbuch auf zoologischem und ethnologischem Gebiet hingestellt werden. Schon die zahlreichen Bilder, durchweg Volltafeln, geben einen überaus interessanten Einblick in das Tierleben der afrikanischen Wildnis. Schillings gibt sich in seinem Werke gewissermaßen als wissenschaftlich beobachtender Jäger, der, indem er zur Blickse auch den photographischen Apparat in die Hand nahm, ganz neue Wege auf dem Gebiete der Tierbeobachtung gegangen ist. Der Text schlägt einen plaudernden, gut unterhaltenden Ton an; er belehrt nur nebenbei. Und gerade durch diese Art des Vortrages lernen wir, ohne groß mit zoologischen Nebensächlichkeiten belästigt zu werden, die Lebensgewohnheiten der afrikanischen Raub- und Steppentiere kennen. Wir sehen sie vor uns auf ihren nächtlichen Pirschgängen, wir belauschen sie auf ihren Weidestätzen und an ihren Tränken. Ganz wesentlich aber wird uns das Verständnis für die Lebensgewohnheiten der afrikanischen Tierwelt dadurch erleichtert, daß der Autor die von ihm beschriebenen Tiere auch mit der Camera festgehalten hat. Elefanten, Nashörner, Giraffen, Krokodile usw. führen uns seine prächtig gelungenen Bilder vor, die, trotzdem die Aufnahmen meist während der Nacht bei Blicklicht stattfinden mußten, nur in einem einzigen Falle der Netouche bedurften. Das gute Kunstdruckpapier, der warme, braune Ton, in dem die Reproduktionen gehalten sind, lassen in technischer Beziehung nichts zu wünschen übrig. Wenn das Buch einmal durch die Hände gegangen ist, wird es sicherlich gern zu erwerben trachten.



Der Dampfer „Preußen“ nach dem Stapellauf im Wasser.

Material zusammengetragen; Land und Leute sind aber kiefmütterlich und trocken behandelt. Der Autor versteht es schlecht, das Interesse des Lesers wachzuhalten; nur bei der Schilderung des afrikanischen Lebens findet er wärmere Töne und bannendere Bilder. Eine Anzahl guter, leider in einem eigenartigen blauen Ton gedruckter Illustrationen sind dem Werke beigegeben.

Zurichtungsbücher und Tierbücher zugleich sind zwei Werke, die ihr Wissen aus dem dunkelsten Afrika schöpfen. Theodore Roosevelts „Afrikanische Wanderungen eines